

bedarf indeß kaum der Erwähnung, daß Herr Grün sowohl in dem vorliegenden Buche, wie in den Neuen Anekdotes mit der größten Vornehmheit auf seinen Vorgänger hinabsieht" <sup>1</sup> (a. a. D. S. 446).

Dieses vergleichende Urtheil gilt vollinhaltlich auch für Heß, denn es bezieht sich auf Grün in seiner Qualität als „belletristischer“ Nachbeter von Heß. Daß 1846—1847 Marx weit über Stein hinausgegangen war, ist selbstverständlich, aber zwischen dem Erscheinen des „Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs“ und dem „Anti-Grün“ liegen fünf Jahre geistiger Entwicklung von Marx.

Die weitere Beleuchtung des Standpunkts von Heß und überhaupt des philosophischen Sozialismus wird uns gleichzeitig Material zur Würdigung des Standpunkts von Stein liefern, denn — in recht bezeichnender Weise — hat der philosophische Sozialismus von Heß und Grün seine idealistische Einsichtlosigkeit in polemischen Ausfällen gegen den Realismus von Stein an den Tag gelegt. (Schluß folgt.)

## Die weltgeschichtliche Bedeutung des Geldkapitals im Ausgang des Mittelalters.

Von Heinrich Cunow.

Mit der zunehmenden Spezialisirung der wirtschaftshistorischen Forschungen bricht sich auch in den nicht „marxistisch infizirten“ Kreisen immer mehr die Erkenntniß des bestimmenden Einflusses Bahn, den bisher die ökonomischen Verhältnisse auf den Gang der politischen Entwicklung gehabt haben. Zwar einem offenen Bekenntniß zum historischen Materialismus gehen heute noch die Historiker der sogenannten „kollektivistischen“ oder „volkswirtschaftlichen“ Geschichtsauffassung weit aus dem Wege, und noch weniger fühlen sie sich geneigt, das, was sie allenfalls für frühere Geschichtsperioden zugestehen, nun auch für die politische Gegenwart gelten zu lassen. Mit ängstlicher Sorgfalt sind sie, zumeist unter Betonung ihrer wissenschaftlichen Qualifikation, bemüht, zwischen ihrer und der rohen materialistischen, die „Wirkung der Ideale in der Geschichte leugnenden“ Auffassung der Sozialisten theoretische Grenzlinien zu ziehen, ohne doch in diesem Bestreben über allerlei unklare ideologische Verkläuterungen hinauszukommen. Neben einem mehr oder minder großen Rest bürgerlicher Ideologie und der Furcht, in den Verdacht sozialistischer Neigungen zu kommen, ist es der schlechte Ruf, in dem heute das Wort „Materialismus“ steht, nicht selten auch völlige Unbekanntheit mit den Prinzipien der Marx-Engelschen Geschichtsauffassung, die sie zu solchen ostentativen Behauptungen bestimmen. Hat auch der historische mit dem naturwissenschaftlichen Materialismus nichts zu schaffen, so wird er doch nicht nur immer wieder mit diesem, sondern auch mit jener sogenannten materialistischen Lebensanschauung verwechselt, die in den Kreisen bürgerlicher Wohl-  
anständigkeit, obgleich sie gerade dort am häufigsten angetroffen wird, theoretisch als nicht gesellschaftsfähig gilt.

Mit dieser Sorte „Materialismus“ hat die materialistische Geschichtsauffassung nichts gemein; sie besagt lediglich, daß der soziale Charakter einer jeden

<sup>1</sup> Wir werden die „wegwerfenden Urtheile“ von Grün (und Heß) über Stein unten näher beleuchten.

Zeit durch ihre ökonomische Struktur bedingt wird, d. h. daß die materiellen Lebensverhältnisse es sind, welche die politischen Kämpfe, das Denken und Fühlen einer Zeit bestimmen. Die Wirkung ethischer, rechtlicher, politischer Anschauungen und Ueberlieferungen wird dadurch keineswegs verneint; nur faßt der historische Materialismus diese geistigen Faktoren nicht als Ergebnisse irgend welcher zeitlich wechselnden bio-psychologischen Veranlagungen oder zufälliger Zeitbestimmungen auf; er sieht vielmehr darin die Resultate, den geistigen Reflex jesischer oder früherer Lebensgemeinschaft und Lebensgegenstände, die noch im Volksgemüth fortwirken. Jede neu werdende Epoche entsteht eben nicht aus sich selbst; sie baut sich auf dem Inventar der absterbenden auf, übernimmt deren Bestand an materieller und geistiger Kultur. Und zwar werden nicht nur die in der vorausgegangenen Periode selbst erst gewordenen wirtschaftlichen Formen, sondern zum Teil auch die in diese übergegangenen Restbestandtheile älterer Wirtschaftsperioden mit übernommen. Natürlich entspricht solchem Nebeneinander älterer und neuerer wirtschaftlicher Ueberbleibsel auch ein verschiedenartiger Ideeninhalt, der selbstverständlich auf das Neuwerdende nicht ohne Einfluß bleibt, da doch das Alte dem Neuen als Grundlage dient. Dabei soll nicht bestritten werden, daß vielleicht manchmal von sozialistischen Theoretikern die Ursache des Handelns einzelner Personen oder Gruppen zu unmittelbar in ökonomischen Motiven gesucht worden ist, wo weniger solche Beweggründe direkt, als vielmehr der Einfluß der durch sie bestimmten Auffassung und politischen Haltung bestimmter sozialer Komplexe als Antrieb thätig gewesen ist. Meist aber liegen derartige, schon von einem tieferen Eindringen in die Kausalzusammenhänge zeugenden Bedenken den Historikern der wirtschaftsgeschichtlichen Schule bei ihren Verwahrungen gegen die „rohe Geschichtsbetrachtung der Marxisten“ fern. Was sie zur Ablehnung der materialistischen Geschichtsauffassung bewegt, das ist, wie schon gesagt, ihre politische Stellung zum Sozialismus und ihre Befangenheit in der überkommenen bürgerlichen Denkweise und Kausalauffassung. Sie nehmen das, was sich als äußere Ursache darstellt, auch als solche an, obgleich es vielleicht nur eine einfache Wechselwirkung in der Reihe der Kausalverknüpfungen ist. Wie sehr die Gewöhnung an den Anschauungskreis ihrer Klasse bei der Betrachtung der geschichtlichen Vorgänge mitspricht, zeigt sich evident darin, daß dieselben Historiker, welche die ökonomische Grundlage mittelalterlicher Entwicklung oft im Einzelnen scharf zu erkennen vermögen, in der Beurtheilung der wirtschaftlichen Unterlage unserer politischen Gegenwart äußerst selten über die gewöhnlichste bürgerliche Ideologie hinauskommen.

Das gilt in gewissem Sinne auch von Dr. Richard Ehrenbergs neuestem hochbedeutenden Werke, seinem „Zeitalter der Fugger“.<sup>1</sup> Wie manche anderen Wirtschaftshistoriker hat auch er es für nöthig erachtet, in dem Vorwort sich gegen eine Identifizirung seiner Geschichtsbehandlung mit der „rohen, handgreiflich unrichtigen Geschichtsauffassung“ zu verwahren, welche „die Sozialisten seit Saint-Simon predigen“! Er bekennt sich selbst zur Lamprechtischen Richtung der Geschichtsforschung, geht aber theoretisch kaum so weit wie diese, sondern nähert sich vielfach den Jung-Markianern. Mehr noch, wie Lamprecht, betont er die

<sup>1</sup> Dr. Richard Ehrenberg: Das Zeitalter der Fugger. Geldkapital und Kreditverkehr im sechzehnten Jahrhundert. Erster Band: Die Geldmächte des sechzehnten Jahrhunderts. XV und 420 Seiten gr. 8°, 8 Mark. Zweiter Band: Die Weltbörsen und Finanzkrisen des sechzehnten Jahrhunderts. IV und 376 Seiten, 7 Mark. Jena 1896, Gustav Fischer.

Bedeutung der Persönlichkeit in der Geschichte, und die wirtschaftlichen Verhältnisse scheinen ihm eigentlich nur als gegebene, mehr oder minder passive Bedingungen für das Wirken solcher Persönlichkeiten zu gelten. Deshalb hält er die Lamprecht'sche Methode auch nur dort für anwendbar, wo es sich um die wirtschaftliche Entwicklung handelt, nicht für die „politische Geschichte“, da „diese in hohem Grade von dem Willen einzelner Persönlichkeiten beeinflusst wird“. Wer politische Geschichte schreibe, der müsse sich im Wesentlichen darauf beschränken, „die äußere Entwicklung aus den Eigenschaften und Absichten der leitenden Staatsmänner“ zu erklären. „Die auswärtige und die Verfassungspolitik eines Staateswesens gehen“, so sagt er, „allerdings gegenwärtig in letzter Instanz auch aus den Interessen des Volkes hervor; aber erstens stand es damit in früherer Zeit, im Zeitalter der dynastischen Politik, meist anders, und selbst für die neuere Zeit, für die der Nationalpolitik, ist es in der Regel kaum möglich, den Einfluß der Volksinteressen auf den Gang dieser Politik, soweit sie Staatsmacht und Staatsform zum Gegenstand hat, wissenschaftlich, d. h. mit annähernder Genauigkeit festzustellen.“

In seiner Untersuchung der spätmittelalterlichen Finanzwirtschaft kommt indeß dieser theoretische Standpunkt des Verfassers kaum zur Geltung. Selbst wo er auf rein politische Vorgänge zu sprechen kommt, treibt die Wucht der Thatfachen ihn zu einer materialistischen Auffassung der Zusammenhänge. Eigentlich ideologische Ansichten finden sich nur dort, wo er bestehende Urtheile übernimmt, ohne sie selbst auf ihren Gehalt zu prüfen; so z. B. wenn er zu Anfang seiner scharfsinnigen einleitenden Darlegung über „das Geldkapital und den öffentlichen Kredit gegen Ende des Mittelalters“ die kirchlichen Anschauungen vom Geld und Zins nicht auf die naturalwirtschaftlichen Verhältnisse, sondern auf den „erhabenen Grundgedanken“ des Christenthums zurückführt, „welcher den irdischen Dingen nur so weit einen Werth zuerkannte, als sie der Vorbereitung für das Leben im Jenseits dienen“. Wie wenig wir es hier mit einer spezifisch christlichen Anschauung zu thun haben, erhellt schon daraus, daß sich das sogenannte christliche Zinsverbot gleichfalls im islamitischen und altisraelitischen, im aztekischen und buginesischen Rechte findet.

Je mehr Ehrenberg sich aber im Laufe seiner Darstellung auf eigene Flüße stellt, je tiefer er in die wirtschaftlichen Zustände des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts eindringt, desto mehr fällt sein Urtheil mit dem der materialistischen Geschichtsauffassung zusammen. Es ist hochinteressant, zu verfolgen, wie Ehrenberg — gestützt auf ein umfassendes Material, das er sich, da es an eigentlichen Vorarbeiten auf dem behandelten Gebiet fast gänzlich fehlt, größtentheils erst selbst mühsam hat zusammentragen müssen — den Uebergang der frühmittelalterlichen Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft des Zeitalters der Renaissance, die damalige Art der Kriegsführung, die Form der Deckung des dazu erforderlichen Kapitalbedarfs, die Einkünfte und Anleihen der Fürsten 2c. schildert. Mit dem Verfall des mittelalterlichen Lehensstaates und seiner Umwandlung in einen „Beamtenstaat“, so führt er aus, erheischten die steigenden Aufgaben des Staates in Verwaltung, Rechtspflege und Diplomatie immer größere Geldmittel, wenn auch die Beamten anfangs durchweg auf mehr oder weniger legale Nebeneinkünfte verwiesen wurden. Noch mehr Geld aber verschlangen die ewigen Kriege, da die Wehrverfassung des alten Lehenssystems immer weiter in Verfall gerieth und das Söldnerwesen überall seinen Einzug hielt. Der Waffendienst wurde im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert durch das Soldsystem zuerst zu einem Handwerk, und dann in den folgenden beiden Jahrhunderten durch Musketen

und Kanonen mehr und mehr zu einer „Großindustrie“, die geschickte Leitung und bedeutende Kapitalien erforderte und in die Hände berufsmäßiger Privatunternehmer fiel, der Kondottieri. Zuerst in dem Lande, das ökonomisch am weitesten vorgeschritten war: in Italien. Die Unterhaltung dieser Heere während des Krieges aber fiel den Fürsten zu, die mit den Truppenführern gewissermaßen privatrechtliche Verträge abschlossen. Nun war jedoch die Finanzlage der meisten Fürsten eine recht schlechte. Ihre Einnahmen bestanden zum Theil noch aus Naturallieferungen, den Domänen Einkünften und Lehensgefällen, und soweit sie in baarem Gelde eingingen, reichten sie lange nicht zur Deckung der Kriegskosten aus; auch lagen sie nur selten dort bereit, wo sie gebraucht werden sollten. Die eigentlichen dauernden Steuern und die Einnahmen aus den Zöllen aber waren — mit Ausnahme Englands — noch recht unbedeutend. Unter diesen Umständen griffen die Fürsten zu anderen Mitteln: zur Münzverschlechterung, zum Verkauf von Aemtern, zur Verärgerung von Krongut, zur Auflage außerordentlicher Kriegssteuern und zu Zwangsanleihen. Die letzteren Mittel waren indeß nur dort anwendbar, wo der Fürst sich schon gegenüber den Ständen und Städten eine größere Macht zu verschaffen vermocht hatte, wie z. B. in Frankreich.

Das eigentliche Mittel zur Beschaffung von Geld bildeten also die freiwilligen Anleihen. Da aber die Fürsten nur geringen Personalkredit besaßen, denn das Land haftete nicht für ihre Schulden, so mußten sie fast regelmäßig Sicherheit geben, d. h. entweder Bürgschaft stellen oder dem Gläubiger gewisse Theile ihrer Einkünfte verpfänden: ein Gebrauch, der durch das im Mittelalter übliche Verpachten der Gefälle und Steuern wesentlich befördert wurde. Oft galten aber selbst solche Rechtstitel auf fürstliche Einkommen nicht viel, da die Fürsten sich ja jederzeit leicht ihrer eingegangenen Verpflichtungen zu entziehen vermochten; sie konnten deshalb häufig überhaupt kein Geld aufreiben, mochten sie auch noch so schöne Versprechungen machen. Mit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts wird es daher unter den Fürsten immer gebräuchlicher, daß sie durch Zusicherung von Privilegien oder durch Drohungen mit dem Entzug alter Rechte die Städte zu veranlassen suchen, für sie Anleihen aufzunehmen; denn da für die städtischen Schulden alle Bürger solidarisch mit ihrer Person und ihrem Vermögen hafteten, hatten die Städte durchweg weit besseren Kredit, wie die Fürsten. In solchem Falle schlossen dann die Städte die Anleihen ab, der Fürst aber übernahm ihnen gegenüber die Verpflichtung zur Bezahlung der Renten. Das System führte zu einer das ganze öffentliche Leben zersetzenden widerwärtigen Korruption, zu einer steigenden Unordnung der Finanzen, und doch befanden sich trotz der Ausbeutung des Volkes die Regierungen in beständiger Geldnoth, zumal als im sechzehnten Jahrhundert nach und nach die Städte durch die Anspannung ihres Kredits zu Gunsten der Landesherren, besonders aber durch die großen Lasten, die ihnen in den damaligen Wirren die Erhaltung der städtischen Soldtruppen auferlegte, zunehmender Verschuldung anheimfielen.

Als Geldleiher finden wir zuerst wohlthunende Klöster und reiche Waarenkaufleute; nach und nach aber bildet sich ein gewerbmäßiger Stand von Geldleihern, zummeist aus Juden bestehend, die sich seit dem Ende der Kreuzzüge durch die Konkurrenz der christlichen Kaufleute in steigendem Maße aus dem Waarenhandel verdrängt sahen. Durch die wachsende wirthschaftliche Tüchtigkeit der christlichen Kaufleute wurden dann die Juden jedoch auch aus dieser Position allmählig hinausgedrängt, zuerst in Italien, wo sie überhaupt nie eine größere Bedeutung erlangt hatten, darauf im dreizehnten Jahrhundert in England, Frankreich und den Niederlanden, schließlich auch in Deutschland. Sie sinken nun zu

Pfandleihern, Bucherern und Geldmaklern herab. Als früheste Zentren des Geldhandels werden Placenza und Asti in Oberitalien erwähnt; ihnen folgen dann im dreizehnten Jahrhundert Bologna, Siena und endlich Florenz, das lange Zeit den internationalen Geldhandel des Mittelalters beherrscht, bis den Florentinern in den Augsburgern und Genuesen ebenbürtige Rivalen erwachsen.

Auf diese Darstellung der allgemeinen Kreditverhältnisse des ausgehenden Mittelalters baut sich dann die Schilderung der Entwicklung und des politischen Einflusses der großen oberdeutschen, florentinischen, niederländischen Geldmächte des sechzehnten Jahrhunderts auf: der Fugger, Welser, Höchstetter, Tucher, der Medici, Frescobaldi und Gualterotti, der Strozzi, Grimaldi u. s. w. Ehrenberg hat zu dem Zwecke nicht nur die Archive zu Augsburg, Frankfurt, Brüssel, Nürnberg, Velle und Antwerpen, sondern auch die Familienarchive der größten deutschen geldmächtigen Patriziergeschlechter durchstöbert und bringt eine Fülle des werthvollsten Materials herbeigeleseppt. Besonders eingehend ist die Geschichte der Fuggerischen Handlung behandelt — einmal weil unter allen Finanzmächten des sechzehnten Jahrhunderts die Fugger den größten politischen Einfluß auf ihre Zeit ausgeübt haben, sodann weil das Fuggerische Familien- und Stiftungsarchiv am vollständigsten erhalten geblieben ist.

Das erste Geldgeschäft der Fugger mit den Habsburgern fällt in das Jahr 1487/88. Sie liehen dem Herzog Siegmund von Tirol gegen Verpfändung der Silberausbeute der Schwazer Bergwerke insgesammt 173 627 Gulden. Bald folgten weitere Anleihen; so schossen sie z. B. 1507 dem Kaiser Maximilian, damit er seinen geplanten Nömerfeldzug unternehmen konnte, 50 000 Gulden vor, und dann im Laufe des Jahres 1508 noch mehrmals größere Summen. Auch in den Jahren 1514/16 machten die Habsburger wiederholt größere Anleihen. Die nächsten großen Finanzgeschäfte der Fugger beziehen sich schon auf die Kaiserwahl Karls V. Erst in diesen kommt der Einfluß, den die großen Geldhäuser des sechzehnten Jahrhunderts, vornehmlich die Fugger, auf die politischen Aktionen damaliger Zeit gehabt haben, klar zum Ausdruck. Bekanntlich hatte sowohl Karl V. (damals als König von Spanien noch Karl I.) als auch Franz I. von Frankreich den Ehrgeiz, den deutschen Kaiserthron einzunehmen, und jeder von ihnen suchte durch reiche Bestechungen die Kurfürsten und ihre Rathgeber für sich zu gewinnen. Auf der Seite Franz I. standen hauptsächlich die florentinischen Handelshäuser, die in Lyon große Faktoreien besaßen und den bedeutenden Lyoner Geldmarkt beherrschten. Für Karl V. trat dagegen der Antwerpener Geldmarkt ein, die oberdeutschen und genuesischen Geldkaufleute, vor allem die Fugger. Ein langes Feilschen mit jedem einzelnen Kurfürsten begann: ein Treiben, das, wie Ehrenberg sagt, „dadurch noch schmächtlicher wird, daß die Kurfürsten mit ihren Forderungen allmählig immer mehr in die Höhe gingen, weil die Konkurrenz des französischen Königs die deutsche Krone vertheuerte.“ Zuletzt befiel Karl V. dank der Unterstützung der Augsburger und Genuesen doch die Oberhand. Die Fugger gaben dazu insgesammt die enorme Summe von 543 000 Gulden her, die Welser 143 000 Gulden, das große Florentiner Bankhaus Gualterotti — das nicht auf dem Lyoner, sondern auf dem Antwerpener Geldmarkt seine Hauptgeschäfte machte — 55 000 Gulden, ebenso die Genueser Bankfirmen Fornari und Grimaldi je 55 000 Gulden. So wurde Karl deutscher Kaiser von Geldmächts Gnaden. „Der Wahlakt selbst mit seinen feierlichen Reden war lediglich eine für das Volk bestimmte Komödie.“ Wie die Fugger selbst ihren Antheil an der Wahl auffaßten, erhellt aus einem hochinteressanten, von Ehrenberg reproduzierten Briefe, den Jakob Fugger 1523 an Karl richtete. Es heißt darin: „Gure

kaiserliche Majestät wissen ohne Zweifel, wie ich und meine Vettern bisher dem Hause Oesterreich zu dessen Wohlfahrt und Aufnehmen in aller Unterthänigkeit zu dienen geneigt gewesen sind, wodurch wir uns auch veranlaßt gesehen haben, um Eure Majestät Abnherrn, weiland Kaiser Maximilian gefällig zu sein und Eure Majestät die Römische Krone zu verschaffen, uns etlichen Fürsten gegenüber, die ihr Vertrauen und Glauben auf mich und sonst vielleicht auf Niemand setzen wollten zu verschreiben, haben auch den Kommissaren Eure Majestät zum gleichen Zweck eine bedeutende Summe Geldes vorgestreckt, von der wir einen großen Theil bei unseren Freunden selbst haben aufbringen müssen. Es ist auch bekannt und liegt am Tage, daß Eure kaiserliche Majestät die Römische Krone ohne meine Hilfe nicht hätten erlangen können, wie ich denn solches mit eigenhändigen Schreiben der Kommissare Eure Majestät beweisen kann. So hab' ich auch hierin auf meinen eigenen Nutzen nicht gesehen. Denn wenn ich hätte vom Hause Oesterreich abstehen und Frankreich fördern wollen, so hätte ich viel Geld und Gut erlangt, wie mir denn solches auch angeboten worden ist. Welcher Nachtheil aber hieraus Eure kaiserlichen Majestät und dem Hause Oesterreich erwachsen wäre, das haben Eure Majestät aus hohem Verstande wohl zu erwägen“ (Band I, S. 111).

Derartige Geschäfte, durch welche die Geldmächte einen entscheidenden Einfluß auf die politischen Vorgänge des sechzehnten Jahrhunderts ausgeübt haben, lassen sich übrigens nicht wenige aufzählen. Als der Kampf zwischen Karl V. und dem Schmalkaldischen Bunde ausbrach, war es ebenfalls das Geld der Fugger, das dem Kaiser seine Rüstungen und seine Zaudertaktik gegenüber den auf eine Feldschlacht hindrängenden Verbündeten ermöglichte, bis der Einfall des Herzogs Moriz von Sachsen in das sächsische Gebiet die Sache zu des Kaisers Gunsten entschied. Für den folgenden Feldzug nach Sachsen ließ Anton Fugger am 27. Januar dann dem Kaiser nochmals 122477 Gulden, und am 15. Februar wiederum 20000 Dukaten. Auch nach der Flucht des Kaisers nach Billach im Jahre 1552 waren es die Fugger, welche durch Hergabe neuer Geldmittel Karl V. in den Stand setzten, die am 26. Mai 1552 in Passau eröffneten Friedensverhandlungen zu einem relativ günstigen Ende zu führen. Ebenso sind die Kämpfe Philipps II. in den Niederlanden zum Theile mit dem Gelde der Fugger geführt worden. Wiederholt schossen sie ihm, wenn die Noth am größten, namhafte Kapitalien vor. Im Jahre 1576, als die spanischen Truppen wegen Nichtauszahlung des Solbes meenterten und der völlige Verlust Flanderns drohte, nicht weniger als 200000 Kronen.

Das Eintreten der Fugger und Welfer für Karl V. entsprang übrigens nicht, wie Jakob Fugger dies im obigen Briefe darstellt, ihrem guten patriotischen deutschen Herzen; es war ihnen durch die damalige Lage des Geldmarkts und ihre eigenen Finanzinteressen diktiert. Das Habsburger Haus schuldete betheu Firmen schon damals beträchtliche Summen, die diesen, falls sie den Franzosenkönig unterstützt hätten, natürlich verloren gehen mußten; überdies gaben sie das Geld nicht etwa ohne Profit her; es mußten ihnen dafür werthvolle Einkünfte der Krone verpfändet werden. Zudem aber handelte es sich für sie, wie für die aufblühenden großen genuesischen Bankhäuser, darum, die beherrschende Monopolstellung der Florentiner auf dem internationalen Geldmarkt zu brechen. Zumeist waren diese florentinischen Häuser Feinde des nach der Alleinherrschaft in Florenz strebenden Hauses der Medici, und hieraus erklärt es sich, daß, während sie zu Franz I. hielten, die Medicäer die Habsburger für sich zu gewinnen trachteten, um mit Hilfe des Kaisers ihre Herrschaft in Florenz wieder aufzurichten. Die

Verhandlungen wurden von dem Medicäerpapst Clemens VII. geführt und hatten den Erfolg, daß im Jahre 1529 Florenz durch Karl V. den Medicäern zurückeroberet wurde. Als Gegendienst schrieb Clemens eine sogenannte „Cruzada“ aus, deren Ertrag bis auf 30000 Gulden, welche sich der Papst als Extravergütung für seine Bemühungen vorbehielt, dem Kaiser zufallen sollte.

Obenso erklärlich ist, daß die Fugger — und mit ihnen die meisten Häupter der großen oberdeutschen kaufmännischen Patriziergeschlechter — gute Söhne der katholischen Kirche bleiben wollten. Nicht nur machten die Fugger mit den katholischen Fürsten und der römischen Kurie ihre besten Geschäfte,<sup>1</sup> die Aufrechterhaltung der Handelsbeziehungen mit Italien und durch dessen Vermittlung mit der Levante war auch für viele der großen oberdeutschen Kaufmannshäuser geradezu eine Lebensfrage. Diese Beziehungen aber hingen nicht zum Wenigsten davon ab, daß der Papst und die römische Kurie ihre Machtstellung behielten, daß Rom das Zentrum der abendländischen Christenheit blieb; denn von dieser Bedeutung Roms hing nicht nur der Wohlstand der römischen Bürger selbst ab, sondern auch die Prosperität der meisten mittel- und norditalienischen Handelsstädte. Als Beispiel hiefür sei nur erwähnt, daß nach einem von Ehrenberg reproduzierten Bericht des venetianischen Gesandten Suriano, Florenz zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts allein aus den Baarenlieferungen nach Rom einen wöchentlichen Gewinn von 8000 Dukaten zog. Mindestens zehn florentinische Bankhäuser unterhielten damals „bedeutende Geschäfte“ in Rom.

Kautsky hat in der Einleitung zu seinem „Thomas More“ und in der „Geschichte des Sozialismus“ (I. Bd., S. 117 ff., S. 171 ff.) auf die Bedeutung des Papsttums und seiner Finanzwirtschaft für die ökonomische Kultur Italiens im späteren Mittelalter hingewiesen. Für manches dort Gesagte liefert Ehrenberg in seinen Ausführungen über die florentinischen und sonstigen toskanischen Geldmächte hochinteressante Belege. „In Rom“, sagt er, „wo es stets nur wenig eigentlichen Großhandel gab, blühte doch jederzeit ein Bankgeschäft von außerordentlichem Umfang, das seine Nahrung aus der weltumspannenden Finanzwirtschaft der Kurie zog, sowie aus dem Strome von Fremden, welcher namentlich in den Jubeljahren und an den sonstigen kirchlichen Festen sich nach Rom ergoß. Allbekannt ist der enge Zusammenhang, der zwischen diesen Geldgeschäften und der Austheilung hoher Kirchenämter und reicher kirchlicher Pfründen bestand. So kam es, daß in der Zeit, von der wir sprechen, die Florentiner auch im Kardinalskollegium, wie überhaupt im ganzen Organismus der Kurie, die erste Rolle spielten“ (I. Bd., S. 273).

Auch mit dem höheren deutschen Klerus machten die Fugger Geldgeschäfte. Als z. B. Albrecht von Brandenburg Erzbischof von Mainz wurde und nach damaligem Brauche vom Papste die Bestätigung mit 30000 Dukaten erkaufen mußte, streckten ihm dazu die Fugger die fehlenden 21000 Dukaten vor. Später

<sup>1</sup> Ehrenberg bemerkt hierüber: „Sie (d. h. die Fugger) besaßen in Rom eine Faktorei, die Dr. Christof Scheuerl schon im Jahre 1500 als „der Fugger Bank“ bezeichnete, und durch deren Vermittlung sie sowohl mit der Kurie selbst wie mit einzelnen Kirchenfürsten große Geldgeschäfte machten. Sie beteiligten sich an der Pacht der päpstlichen Münze, und als im Jahre 1505 ein hervorragender Kardinal starb, ließ es, Jakob Fugger hätte große Beträge an ihn zu fordern. Aus dem Jahre 1507 wird berichtet, Papst Julius II. habe bei ihrer römischen Bank 100000 Dukaten deponirt, und 1509 ließ er ihnen die eingehenden Jubeljahrsgeelder auszahlen. Im Jahre 1510 verkauften sie demselben Papste für 18000 Dukaten einen Diamanten, den sie vorher um 20000 aus der Konkursmasse der Venetianer Bankfirma Agostini hatten übernehmen müssen u. s. w.“ (I. Bd., S. 98).

wußte dann Albrecht durchzusetzen, daß ihm Leo X. gegen Entrichtung eines weiteren Geschenks von 10000 Dukaten das Generalkommissariat des von Rom ausgeschriebenen Jubel-Ablasses für einige Theile Deutschlands überließ. Zur Deckung ihrer Forderung erhielten davon die Fugger einen Antheil. „Mit dem Vertreter des Fugger, der einen Schlüssel zum Ablasskasten in Händen hatte. War dieser voll, so wurde er im Beisein des Fugger'schen Agenten geöffnet, letzterem der ganze Inhalt zugezählt und von ihm an Andreas Mattstedt, den Faktor der Fugger in Leipzig, abgeliefert. Die Hälfte des Erlöses wurde schließlich durch Engelbert Schauer, den römischen Faktor der Fugger, an die Kurie ausgezahlt, die andere Hälfte dagegen als Tilgungsrate der Forderung an Erzbischof Albrecht verwendet.“

Das ist das fromme Geschäftchen, welches den äußeren Anstoß zur Lutherschen Kirchenreformation gegeben hat!

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts treten die spanischen Geschäfte der Fugger immer mehr in den Vordergrund und drängen alle anderen Unternehmungen zurück. In der Geschäftsbilanz von 1563 beziffert sich die Summe der Forderungen an Philipp II. schon auf 4445135 Gulden; dazu kommen noch mehrere kleinere private Ausstände in Spanien im Gesamtbetrag von 156810 Gulden. Trotz dieser enormen Bedeutung der spanischen Ausstände für das Fugger'sche Haus hält Ehrenberg seine Mittheilungen über die spanische Finanzwirtschaft und die Beziehungen der Fugger zu dieser ziemlich knapp. Dem Anschein nach sind ihm die damaligen spanischen Wirtschaftsverhältnisse nicht so gründlich bekannt, wie die italienischen und niederländischen. Es zeigt sich dies schon darin, daß er, gestützt auf eine kurze Bemerkung Konrad Häblers, die massenhafte Geldausfuhr in den ersten Regierungsjahren Karls V. als Hauptursache der spanischen Städterevolution ansieht. Es trifft sich deshalb ausgezeichnet, daß gerade über diese von Ehrenberg am schwächsten behandelte Seite des Fugger'schen Geschäfts von Konrad Häbler, dem bekannten Kenner der mittelalterlichen spanischen Wirtschaftsgeschichte, eine Monographie veröffentlicht ist, die Ehrenbergs Werk vortheilhaft ergänzt.<sup>1</sup> Wir erfahren dort Näheres über die Einkünfte der Fugger aus den Maestrazgos,<sup>2</sup> über ihren Betrieb der Quecksilbergruben zu Almaden, über die Verwaltung der spanischen Faktoreien und die Geldgeschäfte mit Philipp II. Nach Ehrenberg scheint es, daß die Fugger bei der Herabgabe der spanischen Kapitalien, wenn auch durch Rücksichten auf ihre Verbindung mit dem habsburgischen Hause gebunden, doch etwas unvorsichtig und waghalsig verfahren sind. Dagegen zeigt Häbler, wie fast unvermeidlich, oft gegen den direkten Willen der Fugger, das eine Geschäft das andere nach sich zog. Um sich ihre Einnahmen aus den Maestrazgos und Quecksilbergruben zu erhalten und die Konkurrenz der gemessischen und spanischen Finanzmänner abzuwehren, mußten sich die Fugger'schen Faktoren in Spanien immer wieder zu neuen Darlehen herbeilassen.

<sup>1</sup> Konrad Häbler, „Die Geschichte der Fugger'schen Handlung in Spanien.“ Sozialgeschichtliche Forschungen (Ergänzungshefte zur Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte), 1. Heft. X und 237 Seiten kl. 8°. Weimar 1897, Emil Felber. Broschirt 5 Mark.

<sup>2</sup> Maestrazgos wurden die Einkünfte genannt, die der König in seiner Eigenschaft als Großmeister der drei geistlichen Ritterorden von Santiago, Alcantara und Calatrava bezog. Die Pachtsumme, welche die Fugger für die größtentheils in Naturalien bestehenden Einkünfte bezahlten, betrug anfangs ungefähr 135000 Dukaten pro Jahr.

Eine Empfehlung von Ehrenbergs inhaltsreichem Werke ist nach den gegebenen Auszügen überflüssig; das Werk empfiehlt sich selbst. Niemand, der sich für das Wirthschaftsleben des Mittelalters interessirt, wird es unbefriedigt aus der Hand legen. Der von der Verlagsbuchhandlung gestellte Preis ist in Anbetracht des wissenschaftlichen Werthes und der guten Ausstattung der beiden Bände mäßig zu nennen.

## Satanskinder.

Von H. Strübel.

In Holz' „Sozialaristokraten“ kommt ein wunderliches Exemplar von einem Anarchisten vor, der in gebrochenem Deutsch mit polnischem Accent den unerhörtesten Blödsinn verzapft. Mancher Leser, dem nicht das Glück beschieden war, in den Kreisen der literarischen Bohème Berlins zu leben, wird es vielleicht für unmöglich halten, daß Holz seinen Herrn von Styczinski getreu nach dem Leben porträirt haben könnte. Diesen Lesern empfehlen wir, sich einmal Przybyzjewski's „Satanskinder“ (Leipzig, Alb. Vangen) zu verschaffen, sie werden dann mit Recht vermuthen, daß Herr v. Styczinski und der Autor der „Satanskinder“ miteinander identisch sein müssen. Der Roman „Satanskinder“ gehört nämlich zu den haarsträubendsten Erzeugnissen, welche unsere an Produkten des Ueberwieses wahrlich nicht arme jüngste Literaturperiode hervorgebracht hat. Wir wenigstens müssen gestehen, daß uns ein mit gleicher Präension auftretendes, gleich plattes und abgeschmacktes Buch in den letzten Jahren nicht zu Gesicht gekommen ist. Der Verfasser schildert uns ein paar arme, hinverbrannte Individuen, die in ihren durch unmäßigen Alkoholgenuß gesteigerten Fieberdelirien das unglaublichste Zeug zusammenschwazen, sich in den Wahn hineinpantastiren, Dämonen der Zerstörung, „Satanskinder“ zu sein, und schließlich ein paar Brandstiftungen begehen. Einer dieser traurigen Deliriker läßt sich übrigens nur aus Furcht vor dem Zuchthaus, in das er im Weigerungsfalle durch die Denunziation des leitenden Spießgesellen zu kommen fürchtet, zur „Satanskindschaft“ pressen, der zweite der drei mit besonderer Liebe geschilderten „Dämonen“ begeht die Brandstiftung nur aus Wuth und Verzweiflung darüber, daß er in frühen Jahren schon an der Schwindsucht zu Grunde geht, und einzig der letzte, echtste Satanssproß glaubt sich aus so etwas wie einer philosophischen Weltanschauung heraus zum Verbrechen berufen. Aber auch dieser eigentliche Held des Buches, mit Namen Gordon, von dessen ungeheurer Ueberlegenheit, dessen Scharfsinn und Herrschergabe wir viel reden hören, ist bei näherem Zusehen ein unsäglich trivialer Schwärzer und knabenhafter Phantast. Gordon, der Großhirnmensch, die Herrschernatur, der Dämon der Zerstörung, arbeitet an seinem grandiosen Vernichtungswerk — das, soweit abzusehen, übrigens nur in ein paar armseligen Nordbrennerereien besteht — keineswegs aus so kleinlichen und thörichten Motiven, wie etwa ein Propagandist der That gewöhnlichen Schlages, um nämlich an die Stelle unserer heutigen Gesellschaft eine andere bessere Gesellschaft oder Gemeinschaft zu setzen. Was aus der Menschheit wird, ist Gordon ziemlich gleichgiltig, seine Beweggründe, seine psychischen Motive sind tiefere, genialere: er zerstört aus reiner Zerstörungslust. Er zerstört, weil er „Haß“. Und sein „Haß“ ist „heiliger“ als die Menschheitsliebe anderer Zerstörungsfanatiker. „Mein Haß“, renommirt Gordon, „ist älter und tiefer, weil er vor aller Liebe war. Lucifer war vor der Welt, die aus Liebe entstanden ist.“ Worauf ihm der gutmüthige Mann, der sich dies Blech vordeklammert läßt, das Kompliment macht: „Sie sind zu scharfsinnig, Gordon.“ Ueberhaupt benützt der Autor diesen Herrn Hartmann — so heißt der überaus höfliche Herr — dazu, dem genialen Herrn Gordon Gelegenheit zu allerhand „geistreichen“ Ausführungen über Anarchismus, Kommunismus, Nietzsche, Schopenhauer u. s. w. zu geben. Und Herr Hartmann muß dann dem „Dämon“ Gordon Gloger wegen seiner Geistreichigkeit machen.